

Vom Dichten und Leben der Sigrid Undset

Wo ist heute eine Frau, in Dichtung und Leben so voller Gegensätze, in der alten und in der neuen Welt so umstaunt wie Sigrid Undset? Sie ist froh wie ein Kind und ernst wie ein Forscher. Sie ist mittelalterlich und modern. Sie ist Träumerin und Kämpferin. Durch ihre Adern pulst begehrende Leidenschaft, und ihr Geist zerfasert metaphysische Begriffe. Sie ist eigenwillige Zweiflerin und fromme Veterin. Sie melkt einer alten Frau hoch auf der Alm wochenlang die Röhre, und in einen Band Gedichte von Keats schreibt sie einer jungen Freundin den mohnberauschten Wunsch Endymions, „daß Wahrheit Schönheit wäre, und Schönheit wahr“¹.

Als Frau und Künstlerin ist Sigrid Undset durchaus norwegisch, und ihre Landsleute sind stolz darauf. Wie wenn sie als Herrin auf dem Edelhof eines alten Völkings waltete, klingt ihr Bekenntnis zu Heimat und Freiheit: „Läge mein Sohn tot und zerfleischt auf dem Grunde, der noch seinem Volke gehörte, als er hinsank, lieber wäre mir das, als wenn er in einem unterjochten Lande leben und kämpfen sollte!“ (K 62.) Dennoch ist sie nicht rein norwegischer Abkunft. Ihre Mutter stammt aus der schottisch-dänischen Familie Gyth, und nicht in Norwegen, sondern in Dänemark wurde Sigrid im Jahre 1882 geboren. Im dänischen Kalundborg am Großen Belt verlebte sie auch die beiden ersten Jahre. Dann aber siedelte die Familie aus dem kleinen Empirehaus am Markt nach Oslo über, das damals noch Kristiania hieß. Dort arbeitete Sigrids Vater, der norwegische Archäolog Jngwald Undset, am Museum. Viel hat er dem Kinde nicht geben können, denn er starb, als es noch nicht zwölf Jahre alt war. Nun mußte die Kleine so rasch wie möglich zum Verdienen kommen. Sie besuchte die Handelsschule und erhielt dann eine Stelle auf dem Bureau der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Oslo. Und ob sich stark und immer stärker die dichterischen Schwingen ihrer Seele regten, sie blieb Bureauangestellte, zehn Jahre lang. An ihre schwedische Freundin Dea Forsberg schrieb sie in dieser Zeit: „Ich nehme die Arbeit, wie sie kommt. Freude macht sie mir nicht, und wo es nur eben geht, vertausche ich sie mit einer angenehmeren.“ Mit Dea Forsberg war sie durch eine Jugendzeitschrift in Verbindung gekommen, und in ihrem ersten Briefe hatte sie sich ihr so vorgestellt: „Von Charakter bin ich eingebildet und eitel, und ich glaubte einmal, ich sei eine gute Haut. Auf

¹ Persönliches über Sigrid Undset findet man in ihrer noch nicht ins Deutsche übersehten Sammlung von Aufsätzen „Et kvinde-synspunkt“ (Kristiania 1919; hier als K angeführt). — Auf Mitteilungen der Dichterin oder ihres engsten Kreises beruhen Artikel in den Kopenhagener Zeitungen Politiken (14. Nov. 1928), Berlingske Tidende (15. Nov. 1928), Nationaltidende (15. Nov. 1928), in der Osloer Zeitung Aftenposten (14. Nov. 1928), in der Amsterdamer Zeitung De Tijd (25. Nov. 1928). — Ich habe Sigrid Undset in Norwegen nicht kennen gelernt, doch kann ich mich auf briefliche Nachrichten von gemeinsamen Bekannten stützen. — Von den deutsch vorliegenden Werken der Dichterin sind „Jenny“, „Frühling“ und „Frau Hjelde“ im Berliner Verlag Universitas, „Kristin Lavransdatter“ (3 Bde.), „Olav Audunssohn“ (4 Bde.) und „Gymnadenia“ (bisher 1 Bd.) bei Rütten & Loening in Frankfurt, das Weihnachtsbüchlein „Und wär dies Kindlein nicht geboren“ im Verlag Ars sacra in München erschienen.

der Schule galt ich als begabt, aber auf der Handelsschule, auf die ich jetzt gehe, beweise ich, daß ich das nicht bin. Zuerst sollte ich studieren, aber ich mochte nicht, und so wurde ich hierhineingesteckt, wo man es darauf anlegt, mich umzubringen.“ Die spätere Meisterin der norwegischen Sprache und weltberühmte Schriftstellerin erhielt damals bei Schulaufsätzen regelmäßig eine schlechte Note (Aktenposten).

* * *

Die „angenehmere“ Nebenarbeit während der harten Bureaujahre war immer noch ernst genug. Schon als Kind war Sigrød eine Erzählerin von überraschend reicher Phantasie gewesen. Nach der kurzen Schulzeit fühlte sie nun, wieviel ihr noch von den Kenntnissen fehlte, die sie für nötig hielt, um ganz das zu können, wozu es sie drängte: Bücher schreiben, viele schöne Bücher. Sie begann also eifrig zu lesen, zu studieren und vor allem die Menschen zu beobachten. Oslo ist ja nicht groß, aber es ist der nationale Mittelpunkt eines Landes, dessen Handelsflagge man im Verhältnis zur Volkszahl häufiger als die jedes andern auf den Weltmeeren sieht. Was als geistige Strömung oder als sinnliche Verführung die Menschen irgendwo neu bewegt, davon streicht sofort ein lockender Hauch durch die Karl-Johans-Gade der norwegischen Hauptstadt und weckt in den unruhigen Köpfen und Herzen dieser kosmopolitischen Rasse ewig wechselnde Pläne und Befürchtungen. Außer der lieblichen Gegend um Oslo lernte Sigrød auf Urlaubsfahrten nach Dronheim und nach Dänemark einen großen Teil Skandinaviens kennen, und schließlich gab ihr ein Stipendium die ersehnte Möglichkeit, Frankreich und Italien zu durchreisen. Aber überall fesselten sie mehr als der bunte Tanz der Gestalten und Farben die Geheimnisse der Seelen mit ihren Hoffnungen und Enttäuschungen, ihrem Alltagsleid und ihrem seltenen Glück. Was sie erlebte, wuchs in ihr zu Erzählungen, zuweilen auch zu lyrischen Gedichten. Sehr viel beschriebenes Papier aus diesen Jahren wurde verbrannt, manches wurde gedruckt und machte sie rasch berühmt.

* * *

Als sie 25 Jahre alt war, erschien ihr erstes Buch: der kleine Cheroman „Fru Marta Oulie“. Eine Frau, die nicht an Gott glaubt, weil sie in der Welt zu viel Ungerechtigkeit sieht, und die auch zu selbstsüchtig ist, für ihren Mann zu leben, verarmt seelisch immer mehr und geht schließlich an der Inhaltlosigkeit ihres Daseins zu Grunde. Ein Kritiker in „Bergens Tidende“ setzte die Verfasserin sogleich in die erste Reihe der jungen Vertreter des norwegischen Schrifttums. Aber erst der Künstlerroman „Jenny“, der 1911 gedruckt wurde, brachte ihr wirklichen Erfolg. Das figurenreiche, Landschaft und Schicksal fein verbindende Buch führt nach Rom in die norwegische Malerkolonie. Sigrød Undset, die schon in ihrer Kindheit durch ungewöhnliche zeichnerische Begabung aufgefallen war, schloß sich um diese Zeit dem Maler Anders Castus Svarstad an, der bald ihr Mann wurde. Die Titelheldin des Romans, die norwegische Malerin Jenny, ist mit ihr gleichalterig und, wiederum genau wie sie selber, groß, stolz und ohne religiösen Glauben. Jenny leidet mit 29 Jahren unter der Spannung zwischen ihrer Sehnsucht nach Liebe und ihrer körperlichen Unberührtheit. Ihr Landsmann Helge scheint das Verlangen erfüllen

zu sollen, aber die Hoffnung scheitert an beiderseitigem Stolz. Dafür läßt Jenny es in ihrer seelischen Verlassenheit geschehen, daß Helges verheirateter Vater sie zu seiner Geliebten macht. Nach dem frühen Tode des Kindes, das aus der Verbindung mit dem alten Manne hervorgeht, ist ihr Leben wieder leer. Helge kommt zurück, und verwirrt gibt sie sich seinem Begehren hin. Sobald er fort ist, durchschneidet sie sich die Pulsader und stirbt. Von ähnlicher Halslosigkeit sind auch die Mädchen aus den Osloer Pensionen, über deren Leben Sigrid Undset einige Jahre vorher den grausamen Titel „Den lykkelige alder“ (Das glückliche Alter) gesetzt hatte. Durch beide Bücher aber, wie auch durch den 1914 erschienenen Roman „Vaaren“ (Frühling), schreiten neben den modernen Norwegerinnen, die allerdings den Vordergrund beherrschen, zahlreiche norwegische Männer von Bildung und Weltkenntnis, die das Leben unbedenklich ebenso diesseitig auffassen. Die geschlechtlichen Beziehungen zwischen Mann und Frau, die feineren weit mehr als die groben, stehen überall im Mittelpunkt und werden mit ziemlich viel Realismus dargestellt, aber nur von der sehr begrenzten Ethik aus erfaßt, die ohne lebendigen Gottesglauben noch möglich ist. „Frühling“ schildert das Treiben und Denken dieser Kreise wohl am farbigsten und folgerichtigsten. Auf den letzten Seiten formt die Heldin aus eigener und fremder Erfahrung die Theorie, eine Frau werde immer das, wozu ein Mann — oder auch mehr als einer — sie mache. Wenn eine Frau fühle, daß keiner der Männer, mit denen sie zusammentrifft, etwas Besseres und Schöneres aus ihr machen könne, so solle sie lieber überhaupt keinen Mann wählen. Aber solche Frauen seien selten. Die meisten nähmen den ersten besten, weil sie des Wartens müde seien, und daran gingen viele von ihnen zu Grunde.

* * *

Wer konnte damals aus diesen Büchern erraten, daß die heimliche Liebe der Dichterin seit langem dem Mittelalter gehörte? Dea Forsberg wußte, daß ihre Freundin immer dafür geschwärmt hatte. Sie bezeugt, daß Sigrid kaum zwanzig Jahre war, als sie still und heiß an dem großen Roman aus dem 14. Jahrhundert arbeitete, der fast zwei Jahrzehnte später erschien und als „Kristin Lavransdatter“ seine Verfasserin zur Weltberühmtheit machte (Aftenposten). Die Dichterin selber hat einmal lachend erzählt, ihre Neigung für mittelalterliche Dinge habe noch viel früher begonnen. Sie meinte, die Psychoanalytiker würden da wohl einen Kindheitskomplex feststellen. Wenn sie nämlich als ganz kleines Schulmädchen ihren Vater bei seinen Arbeiten im Historischen Museum besucht habe, sei dort ein alter Professor gewesen, der ihr Schokolade geschenkt habe. Und die Schokolade habe in einer Schublade neben dem Schädel des norwegischen Kreuzfahrerkönigs Sigurd Jorsalfar gelegen (Nationaltidende). Was die Phantasie des Kindes bezauberte, was die Tochter des Archäologen vielleicht auch irgendwie geerbt hatte, das wuchs in ihr mit den Jahren, wo über alldem die Weihe des Andenkens an den früh verstorbenen Vater lag, und wo ihre Ferienbesuche bei den väterlichen Verwandten in Drontheim, den mütterlichen in Kalundborg sie in Kreise führten, die mit Vorliebe in der skandinavischen Vergangenheit lebten. Aber nicht die altnordische Zeit zog sie künstlerisch am stärksten an, so eindrucksvoll ihre Kultur in den skandinavischen Museen ausgebreitet ist, auch nicht, was

von Pracht und Kühnheit der Vikinger gerade in Oslo die Funde von Gofstad und Oseberg ahnen lassen. Herz und Sinn standen ihr nach dem katholischen Norwegen, dessen Geschichte ihr in Drontheim lebendig wurde, wo der heilige König Olav es gegründet hat, und wo sie den gewaltigen Dom, die ehrwürdige Stätte der Krönung und des Begräbnisses vieler Nachfolger Olavs, Jahr um Jahr herrlicher aus seinem Verfall sich erneuern sah. Das rauhe, bunte Norwegertum wollte sie gestalten, das 150 Jahre vor der protestantischen Reformation in seinem Glauben katholischer war als in seinen Sitten. Wilden und heiligen Lebens übervoll ersteht diese versunkene Welt in den zwei nun allbekannten Romanen von zusammen sieben Bänden: „Kristin Lavransdatter“ und „Olav Audunssøn“.



Wie hatte sie schon in ihren Mädchenjahren um den alten Klang der Sprache gerungen! Als sie mit „Kristin Lavransdatter“ beschäftigt war, schrieb sie im April 1902 an Dea Forsberg: „Ich kann ja gar nicht daran denken, die Leute in der Alltagsprache der damaligen Zeit reden zu lassen. Aber anderseits ist es doch notwendig, daß über dem ganzen Buch so ein veralteter Ton liegt. Die Sprache muß überall, ob die handelnden Personen sie gebrauchen oder ob ich schildere und erzähle, Worte und Wendungen ausschließen, die nicht alten Ursprungs sind. Aber es ist gar nicht leicht, weißt Du, fremde Ausdrücke zu vermeiden und alte Wörter zu finden, die schlicht, ohne Zererei und feierliches Pathos ins Ohr fallen“ (Aktenposten). Die schwere Aufgabe ist ihr nach dem Urteil norwegischer Kenner so gut gelungen, daß schon dadurch ihre geschichtlichen Romane ein Höhepunkt in der Entwicklung des norwegischen Nationalgefühls sind, dem seit Bergeland und noch mehr seit Björnson die Entwicklung der Sprache wesentliche Stärkung gebracht hat. Bekanntlich wogt in Norwegen seit Jahrzehnten ein oft heftiger Streit zwischen zwei Landessprachen: dem infolge der jahrhundertelangen Dänenherrschaft auch in der heutigen norwegischen Literatur noch führenden „riksmaal“ und dem inniger mit den einheimischen Mundarten verwachsenen „landsmaal“. Aus dem Gedankenkreis dieser Streitfrage schrieb die Osloer Zeitung Tidens Tegn am 14. November 1928 über Sigrid Undset: „Rein sprachlich hat sie gezeigt, wie echt norwegisch das riksmaal sein kann, und sie ist dadurch, obgleich sie persönlich streng auf dem riksmaal-Standpunkt steht, eine Bahnbrecherin der Sprachenverschmelzung geworden, die sich zuletzt aus dem Sprachenstreit ergeben wird.“ Einhellig anerkannten die norwegischen Kritiker die staunenswerte Kunst, mit der diese Dichterin ebenso echt und ebenso lebendig, wie sie die Menschen des heutigen Norwegens mit ihren Sorgen und Freuden hingestellt hatte, nun die mittelalterlichen Bauern des Gudbrandstales, die Kirchenleute in Oslo und Drontheim, den trotzigsten Kampf um das Stammeskönigtum und den ohnmächtigen Zusammenbruch vor der Seuche des Schwarzen Todes schilderte. Ohne Unterlaß und wie von selbst rollen in beiden Geschichtsromanen die Bilder ab, quillen die Gestalten aus den Buchseiten, verströmt sich die Blut der Handlung in herbe oder anmutige Landschaft und steigt aus dem Frühling der blumigen Böschungen des Mjøsensees, aus dunklem Fjord und tausendem Herbstwald die Lockung zu

leidenschaftlicher Tat. Es ist ungehemmte Aussprache eines seherhaften Erlebens, dem in Höhen und Tiefen nichts Menschliches entgangen ist, und stärker noch als der künstlerische Wille zum klaren Aufbau des Ganzen zeigt sich die echt weibliche Fähigkeit der Erfassung und Formung des einzelnen.

* * *

Der gewaltige Erfolg dieser Wiedererweckung des Mittelalters steigerte begreiflicherweise die Nachfrage nach den übrigen Werken der Dichterin. Außer den Bearbeitungen aus dem Sagaschatz sind es lauter Erzählungen aus der Gegenwart, eine lange Reihe, von der in Deutschland nur die Hälfte bekannt ist. Sigrid Undset will menschlich und künstlerisch durchaus mit ihrer Zeit leben, aber sie glaubt sich dem Dienste des Tages keinstwegs zu entziehen, wenn sie ihr Volk an die halbvergessenen Jungbrunnen seiner Vergangenheit führt. Sie selber fühlt sich nie so erquickt wie im Genuß der rauhen Schönheit dieser verschwundenen Welt. Deshalb hatte sie sich auch immer gewünscht, in einem ganz alten Hause wohnen zu können. Gerade als „Kristin Lavransdatter“ zu erscheinen begann, mußte sie ihre bisherige Wohnung aufgeben, und sie begrüßte es als einen glücklichen Zufall, daß sie nicht in Oslo, wohl aber im Gudbrandstal etwas Passendes fand (Nationaltidende). Nirgendwo in Norwegen hat sich soviel von der Bauart früherer Jahrhunderte erhalten wie in diesem Tale, das ja auch der Schauplatz so vieler Ereignisse in „Kristin Lavransdatter“ und „Olav Audunsson“ ist. Fährt man mit dem Schnellzug von Oslo nach Norden das Tal hinauf, so erreicht man in ungefähr vier Stunden das Städtchen Lillehammer am Mjösensee. Das ganze Jahr wird es von Kurgästen und Sportfreunden besucht, und auch eine Künstlerkolonie ist seit Beginn der achtziger Jahre entstanden. Am Abhang eines Hügels liegt frei Sigrid Undsets Gut Bjerrebak. Das Haupthaus stand hier seit drei Jahrhunderten. Ein zweites Gebäude in ähnlich alten Formen ließ sie von einer höher gelegenen Stelle des Gudbrandstales in zahllosen Wagenladungen herunterschaffen und neu zusammensetzen. Es sind charakteristische Freibauernhäuser mit schwerem Balkenwerk, mit zwei Reihen breiter, niedriger Fenster an der besonnten Siebelseite und mit einer riesigen „Kaminstube“. Gleich neben dieser Stube sitzt die Dichterin zwischen Wänden voller Bücher in ihrem hellen Arbeitszimmer. Mehr als die Hälfte ihrer Zeit gehört der Sorge für den Haushalt. Alles will sie schlicht, aber nichts soll der Familie und den Gästen fehlen. Entzückende Blumen von den umliegenden Bergen schmücken im Sommer den Garten und alle Fenster. Und froher noch wird in den Ferien das alte Haus, wenn die heimkehrenden Kinder mit strahlenden Augen ihre Mutter umjubeln.

* * *

Mütterlichkeit ist ihr eine Welt voll Würde und Glück. Wenn eine Frau, sagt sie in ihren gesammelten Aufsätzen, nur einigermaßen dem Durchschnitt entspreche, müsse sie ihre Mutterschaft wie ein Wunder empfinden (K 121). Die Versorgungsehe ist ihr ein Greuel; denn viel zu heilig sei die weibliche Liebe, als daß eine Frau sie um diesen Preis feilhalten dürfte. „Ich für meinen Teil“, schreibt sie, „würde auf alle Fälle eher jeden beliebigen Beruf ergreifen, als meinen Lebensunterhalt durch Ehe und Mutterschaft zu gewinnen suchen“

(K 25). So spricht sie trotz ihrer klaren Erkenntnis, daß es für ein alleinstehendes Mädchen sehr schwer werden kann, sich gegen Verirrungen seiner „natürlichsten, gesündesten und reichsten Triebe“ zu schützen. „Ich habe schon gesagt“, fährt sie fort, „daß ich es für unmöglich halte, im Geschlechtstrieb das körperliche und das seelische Verlangen voneinander zu trennen. In manchen Frauen kann der Wunsch, ihre Arbeit mit Dank und Ehre, nicht bloß mit Lohn vergolten zu sehen, der Wunsch, durch ihr Dasein nicht nur einer Aktiengesellschaft, sondern greifbaren Menschen zu nützen, zu einer qualvollen Spannung werden, wenn er jahraus jahrein unbefriedigt bleibt.“ Gewiß sei da, wie bei allem Menschlichen, die Selbstsucht mit im Spiele, aber bei außerordentlich vielen Frauen sei der tiefste Grund dieses Wunsches der Drang ihres Blutes, und sie suchten ihn dann leider allzu oft auf verderblichen Wegen zu stillen, während er „nur durch eine gesunde Geschlechtsgemeinschaft oder durch zielbewußte und freiwillige Enthaltung vom Geschlechtsgenuß“ zur Ruhe kommen könne (K 162 f.). So restlos aber muß nach ihrer Meinung die wahre eheliche Liebe Mann und Frau ausfüllen, sie auch seelisch aneinander binden und aufeinander beschränken, daß es daneben gar nicht möglich ist, die aufopfernde Liebe für alle zu haben, die von einem Priester gefordert wird (K 139). Und so hoch stellt sie das Familiengefühl, daß sie es für die Wesensmitte aller Kultur und aller Religion erklärt, wie ja auch der Kern des Christentums in dem Worte liege, daß Gott unser Vater ist (K 45).

* * *

Eine Frau, die mit solcher Überzeugung zugleich für die hinreißende Gewalt und den gottverliehenen Adel der Geschlechterliebe eintritt, kann selbstverständlich die von Gott durch die Natur gesetzten Schranken nicht verkennen, auf deren freier Heilighaltung die wahre Schönheit menschlicher Liebe beruht. Ohne sich in den Gedankenkreis einer kirchlichen Gemeinschaft zu stellen, schrieb sie im Jahre 1914: „Die sittlichen Begriffe sind unerschütterlich. Der Mensch, der sich von ihnen losragt, fällt in Barbarei zurück“ (K 60). Wohl erklärt sie es fünf Jahre später für „Heuchelei und Zimperlichkeit“, wenn manche Leute noch immer meinen, aus Anstandsrücksichten so tun zu müssen, als ob sie von allbekanntem geschlechtlichen Vorgängen nichts wüßten. Von solcher Zimperlichkeit zu wirklicher Schamlosigkeit sei oft nur ein Schritt. Aber zugleich betont Sigrïd Undset entschieden, daß mit dem Willen, sich nicht den wahrheitswidrigen Schein von Unkenntnis in solchen Dingen zu geben, keineswegs das Recht verbunden sei, von ihnen ohne Notwendigkeit zu sprechen (K 128). Und über eine gewisse Bedenkenlosigkeit in geschlechtlicher Aufklärung der Jugend durch die Schule urteilte sie schon früh: „Es ist nicht bloß gegen das kindliche Schamgefühl, es ist gegen alles menschliche Schamgefühl, sich eine zufällig zusammengewürfelte Schar zu denken, die gezwungen sein soll, da zu sitzen und eine Belehrung über das Geschlechtsleben anzuhören.“ Man sage ja, auf diese Weise solle die Jugend lernen, das Geschlechtliche ohne den falschen Schimmer des Geheimnisses als etwas ganz Natürliches aufzufassen. Als ob nicht das Geheimnisvolle hier das echt Menschliche wäre! Dem Menschen allein sei es gerade durch das Geheimnis gelungen, das Geschlechtliche aus dem Schmutze zu ziehen und „über alle Sterne zu erheben“ (K 57). Gegen ge-

schlechtliche Verbindungen auf Zeit ist sie unbedingt: „Daß man sich gewöhnt, zeitlich beschränkte und absichtlich unfruchtbare Liebesverhältnisse zu dulden, kann nach allem, was ich von der Frau weiß, nur zu weiterem Unglück führen. Gerade der Frauen wegen hat man allen Grund, so etwas nicht hingehen zu lassen, allerdings auch Grund genug, sich gegen die Opfer solcher Verbindungen duldsam und achtungsvoll zu benehmen, soweit sie wirklich Opfer sind“ (K 166). Die Leichtigkeit der Ehescheidung mache viel mehr Ehen unglücklich als die Unauflöslichkeit (K 135). In jüngeren Jahren hatte Sigrid Undset sich in Zeitungsartikeln gegen die Strafbarkeit des Kindesmordes und der Abtreibung erklärt — im Jahre 1919 lehnte sie es trotz besonders eindringlicher Aufforderung ab, diese Artikel in der Sammlung ihrer Aufsätze wiederabdrucken zu lassen. Sie glaube zwar noch nicht recht an die Wirksamkeit der Strafandrohung für solche Fälle, aber sie sei nun überzeugt, daß die Mutter nicht Eigentümerin ihres Kindes sei, sondern das Eigentum Gottes zu verwalten habe (K 175).

* * *

Sigrid Undset scheint nicht innig lieben zu können, ohne tief über ihre Liebe nachzudenken, und immer wieder führen ihre Gedanken über die Liebe zum Gedanken an Gott. Es ist fast, als hätte sie ein weibliches Herz und einen männlichen Geist. Schon ihr Äußeres wirkt wie eine Verkörperung dieses Gegensatzes: eine hohe üppige Gestalt mit reichen Haarwellen — dagegen das Auge stahlgrau und ein Gesichtsausdruck, den sie selber für eine Karikatur Beethovens hält (Nationaltidende). Was sie in skandinavischen, englischen, deutschen Büchern und durch eigenes Grübeln gefunden hatte, schien ihr, wie sie selber sagt, „mit Sicherheit zu ergeben, daß wir Menschen die Ehre gehabt haben, uns Gott als ein Ideal zu erschaffen, nach dem wir dann mit mehr oder minder festem Vorsatz und mit wechselndem Glück uns zu bilden versuchten“ (K 176). Für eine norwegische Phantasie von heute — Ibsen hat sie ja in „Peer Gynt“ gestaltet — sind oft die verwegensten Systeme ein ebenso lockendes Abenteuer wie für den Wikinger von einst die Fahrt über sturmzerwühlte Meere in unbekannte Fernen. Aber Sigrid Undsets Frauenherz verlangte auch hier seinen Teil, und sie schrieb den Satz: „Weil der kultivierte Mensch jemand haben muß, dem er Ehrfurcht und Gehorsam entgegenbringen kann, hat die Kultur überall einen Gott geschaffen“ (K 45). Wenige Seiten weiter verbindet sich mit diesem weiblichen Gefühl für Unterordnung männliches Aufbäumen gegen ein Bequemlichkeitschristentum. Ein junger Mann, der ihr mitteilen wollte, er habe sich nach vielem Nachdenken und Kämpfen entschlossen, Theologie zu studieren, gebrauchte den salbungsvollen Ausdruck, er „habe den Mut gefunden, Christus zu bekennen“. Dazu bemerkt Sigrid Undset: „Diese Wendung hat natürlich einmal etwas Wirkliches bedeutet. In den Zeiten der Christenverfolgungen und der Religionskriege setzte man tatsächlich etwas aufs Spiel, wenn man Christus oder seine Auffassung von Christus bekannte. Der Ausdruck ist in der Kirche wie ein altes Erbstück weitergegeben worden. In unsern Tagen bezeichnet er zunächst den Mut, sich von Leuten, die der Christ notwendigerweise für weniger einsichtsvoll als sich selber ansieht, für einen Narren halten zu lassen. Wenn man nun unter anderem bedenkt, was nach der Lehre des Christentums Christus selber für den

einzelnen Christen und für die ganze Menschheit willig auf sich genommen hat, dann finde wenigstens ich diesen Mut nicht imponierend“ (K 48 f.).

* * *

Das alte Wort: *Soli Deo gloria*, hält Sigrïd Undset auch in dem Falle für wichtig, daß man glaubt, der Mensch habe Gott geschaffen (K 177). Denn auch in diesem Falle ist Gott ja das höchste Ideal der Menschheit, und der Treue zu diesem Ideal verdankt die Menschheit das Beste, was sie erreicht hat. Selbstverständlich ließ sich aber auf die Dauer nicht übersehen, daß es für die ganze Lebensauffassung von entscheidender Bedeutung ist, ob man sich als den Schöpfer Gottes oder als ein Geschöpf Gottes betrachtet, und Sigrïd Undset hebt die Wichtigkeit dieser Entscheidung an derselben Stelle ausdrücklich hervor. Mehr und mehr wurde ihr klar, daß jeder für die Wahl seines Lebensweges persönlich verantwortlich ist, und daß es bei dieser Wahl nicht darauf ankommt, welche Richtung die Zeitgenossen vorziehen. „Es ändert nichts an der Verantwortlichkeit jedes einzelnen“, schreibt sie, „ob die Masse im Augenblick zu der einen oder zu der andern Türe strömt. Darum habe ich angefangen, mich mehr mit den Glaubenslehren des Christentums und weniger mit der gerade herrschenden Ansicht über diese Lehren zu beschäftigen“ (K 176). Dabei fiel ihr bald auf, wie wenig die gewöhnlichen Urteile ihrer protestantischen Landsleute über den mittelalterlichen Katholizismus mit dem übereinstimmten, was sie aus den Quellenstudien zu ihren Romanen kannte. Man lerne in der Schule etwas von der Entartung der mittelalterlichen Priesterhäuser und Klöster, sagt sie, aber kaum je höre man von den immer wiederholten Erneuerungsversuchen. Man lese erbauliche Lebensbeschreibungen Luthers, aber sozusagen nie die Geschichte der großen katholischen Heiligen. Dann fährt sie wörtlich fort: „Und doch ist die Geschichte der Kirche ein Beispiel für das Schicksal des Göttlichen in menschlichen Händen. Die Kirche ist die Trägerin der Gedanken gewesen, die nicht sterben können, nach denen zu leben die Mehrzahl der Menschen sich nicht stark genug fühlt, und die man doch immer wieder als lebensnotwendig erkennt“ (K 79). Still für sich ging sie diesen Gedanken studierend und betend nach. Sie wußte selbstverständlich, was von katholischem Leben in Norwegen verstreut war: keine dreitausend Seelen unter einer tausendmal zahlreicheren Gesamtbevölkerung auf einem Gebiete, dessen Längenausdehnung gleich der Entfernung von Hamburg bis Tunis ist, schlichte Kirchen und einfache, aber recht beliebte Krankenhäuser an allen Hauptplätzen von Hammerfest bis zum Süden, nur in Oslo größere Anstalten für Krankenpflege und Unterricht. Tiefere Einfluß scheint keiner dieser katholischen Brennpunkte auf sie ausgeübt zu haben. Aber aus Menschenbeobachtung und Geschichtskennntnis stieg ihr schließlich klar und stark die Überzeugung auf, die sich eines Tages in den Worten kundgab: „Der heilige Olav hat mich bekehrt.“ Sein Glaube war ihr Glaube geworden.

* * *

Das war nicht bloß ein Bruch mit ihrer gesellschaftlichen und größtenteils auch mit ihrer schriftstellerischen Vergangenheit, das durchschnitt wie ein unerbittliches Schwert ihr Frauenherz. Gerade sie hatte doch die Gewalt der

Liebe und die Unauflöslichkeit der ehelichen Gemeinschaft mit so glühenden Worten verteidigt. Und nun sagte ihr die Kirchenlehre, deren Wahrheit sie erkannt hatte, daß sie sich von dem trennen müsse, der vor dem norwegischen Geseze seit vielen Jahren als ihr Mann galt. Anders Castus Svarstad war von seiner ersten Frau geschieden, und diese Frau lebte noch — also war nach katholischen Begriffen eine gültige Ehe mit Sigrid Undset nicht möglich. Und Sigrid Undset zeigte sich einsichtig und mutig genug, den Entschluß zu fassen, den ihre Überzeugung von ihr forderte. Es gelang ihr, mit Svarstad in Güte zu vereinbaren, daß sie ihr Zusammenleben aufgaben. Sie zog mit ihren Kindern nach Bjerrebæk, und er blieb in Oslo. Auch für die Kinder aus seiner ersten Ehe übernahm sie Mutterstelle, und überhaupt stehen die beiden noch immer miteinander in freundschaftlichen Beziehungen. Sie treffen sich gar nicht selten in Oslo, und oft besucht er dort in einer katholischen Erziehungsanstalt ihren zweiten Sohn. Sigrid Undset aber fuhr zum Allerheiligentage des Jahres 1924 von Bjerrebæk ein paar Eisenbahnstunden südwärts nach Hamar. Hier hatte im 12. Jahrhundert der päpstliche Nuntius Michael Breakspeare, ein Engländer, der später als Hadrian IV. die Liara trug, ein Bistum gegründet. Noch sieht man die Ruinen des mittelalterlichen Domes mächtig in die Luft ragen. Heute wohnt in der Stadt ein protestantischer Bischof, und die Katholiken haben eine kleine Kapelle, die nächste, die von Bjerrebæk zu erreichen ist. Sie ist dem seligen Torfinus geweiht, einem dänischen Zisterzienser, der im 13. Jahrhundert Bischof von Hamar war. So fühlte sich die Dichterin des norwegischen Mittelalters in der vertrauten Welt ihrer künstlerischen Wehestunden, als sie hier am Morgen des Allerheiligentages in die katholische Kirche aufgenommen wurde.



Es ist von vornherein unwahrscheinlich, daß jemand, der im Leben die Fragen der geschlechtlichen Sittlichkeit so ernst nimmt und die Treue zu seinen Grundsätzen durch solche Opfer beweist, sich in der Dichtung leichten Sinnes über sittliche Forderungen hinwegsetzen sollte. Wenn Sigrid Undset an manchen Stellen ihrer Werke Vorgänge des Geschlechtslebens ebenso ungeschweht schildert, wie sie Derbheiten volkstümlicher Ausdrucksweise wiedergibt oder von ekelerregenden Sinnesempfindungen spricht, so ist das ein hoher Grad von künstlerischem Realismus, der nicht jedem zu gefallen braucht, den man aber auch nicht ohne weiteres verurteilen darf. „Ich glaube“, sagte sie eines Tages, „wer an einem Schlächter, der mit einem Stücke Fleisch kommt, nichts Poetisches sieht, dem fehlt etwas.“ Daß ein solcher Realismus in der Darstellung des Geschlechtlichen nicht erlaubt sei, wird angesichts gewisser alttestamentlicher Schilderungen, auch dichterischer Art, jedenfalls kein Christ behaupten, der die ganze Bibel für Gottes Wort hält. Die katholischen Exegeten weisen nach, daß die oft mißverständene Mahnung des hl. Paulus (Eph. 5, 3) durchaus nicht den Sinn hat, über geschlechtliche Verirrungen dürfe nicht in ernster Weise gesprochen werden. Die Kunst aber ist an sich eine nicht weniger ernste und hohe Betätigung des menschlichen Geistes als die Wissenschaft, und wie an und für sich die begriffliche Erkenntnis des Geschlechtlichen, selbst des Unstittlichen, erlaubt ist, so auch die künstlerische

Anschauung. Weil aber durch eine künstlerische Gestaltung des Geschlechtlichen die Sinnlichkeit stärker erregt wird als durch eine wissenschaftliche Darstellung, so muß allerdings mit entsprechend größerer Vorsicht darüber gewacht werden, daß geschlechtlich betonte Kunstwerke, zumal wenn es Romane sind, die sehr viele nicht um der Kunst willen lesen, nicht unterschiedslos in alle Hände kommen. Sigrīd Undset selber sagte zu einer Zeit, wo sie noch weit von der katholischen Kirche entfernt war: „Ich bin unbedingt entschlossen, meinen Kindern das Lesen des größten Teiles von dem, was ich bis jetzt geschrieben habe, zu verbieten, ... gerade wie ich es für richtig halte, ihnen Kaffee, Spirituosen, Tabak und anderes zu verbieten, was ein unausgewachsener Organismus nicht erträgt, ... und wenn sie das nicht im guten annehmen wollten, dann würde ich es ihnen gelegentlich durch Schläge betreiben“ (K 54). Das Wesentliche ist hierbei selbstverständlich nicht das jugendliche Alter; der Grund der Enthaltungspflicht, die mangelnde sittliche Kraft, liegt auch bei sehr vielen vor, die nicht mehr unter einer Erziehungsgewalt stehen. Und wenn ein Dichter ernst bedenkt, daß ein sehr großer Teil der Menschen geschlechtlichen Anreizungen wenig Widerstand entgegensetzt, und daß die Leser von einem Werke, das sie geschlechtlich reizt, keinen ungetrübten ästhetischen Genuß haben können, so wird er sich gedrängt fühlen, um der Sittlichkeit wie um der Kunst willen Schilderungen des Geschlechtlichen soviel wie möglich zu vermeiden. Mag Sigrīd Undset recht haben, wenn sie meint, in der heutigen Dichtung werde oft das Schreckliche der Geschlechterliebe, aber kaum je ihr berauschernder Jubel dargestellt (K 52 129), wichtiger für das wahre Glück der Menschen ist sicher der Grundsatz Alessandro Manzonis, in der Welt sei schon soviel Antriebe zu dieser Art von Liebe, daß der Künstler besser auf das verzichte, was sie noch vermehren könnte. Allerdings hat schon P. Baumgartner in dieser Zeitschrift (70 [1906] 318) betont, man dürfe den Rat Manzonis „nicht mit übertriebener Strenge“ befolgen, „wenn man nicht die Freiheit der Kunst über Gebühr einschränken“ wolle.

* * *

Feinfühlende Frauen empfinden es oft peinlich, daß Sigrīd Undset die geheimsten körperlichen und seelischen Regungen der Gattin und der Mutter so unbekümmert den Lesern ihrer Werke preisgibt. Diese rücksichtslose Aufdeckung der innersten Welt des Frauentums sei ja nicht unsittlich, aber unerträglich. — Ein Mann wird nicht eingreifen wollen, wenn Frauen in einer solchen Frage verschiedener Meinung sind. Aber er darf doch vielleicht an die Tatsache erinnern, daß eine starke künstlerische Individualität immer einen Teil ihrer Bewunderer irgendwie stößt, und daß die Frauen, die vor dreißig Jahren das Frauenstudium, vor zwanzig Jahren das Frauenstimmrecht, vor fünfzehn Jahren den Frauensport als unweiblich bezeichneten, jetzt nicht mehr alle so denken. Vielleicht werden wir, ob wir es bedauern oder nicht, gegenüber dem künstlerischen Realismus der Sigrīd Undset ähnliche Wandlungen erleben. Sie hat übrigens bewiesen, wie gut sie sich auch in Frauen einzufühlen weiß, die dem Geschlechtlichen kaum flüchtige Aufmerksamkeit gönnen. Durchaus lebenswahr ist z. B. in „Gymnadenia“ die flotte Konvertitin Randi mit ihrem schönen dreieckigen Gesicht voll Sommersprossen und ihrem herrlichen

roten Haar, die zigarettenrauchend im Korbstuhl sitzt und ihren protestantischen Jugendfreund über katholische Dinge so lustig belehrt, daß er aus dem Staunen nicht herauskommt und sich zuletzt fast nicht mehr wundern kann, als sie nach literarischen Studien in Paris ebenso heiter und fest von ihm Abschied nimmt und ins Kloster geht, weil sie bei ihrer Freude an schönen Kleidern und wissenschaftlicher Arbeit fühlt, daß ihr in der Welt das tägliche innige und vertrauliche Zusammenleben mit dem Heiland nicht gelingen wird. Sigrid Undset hatte sich in ihren Aufsätzen schon lange vorher gegen die Ansicht ausgesprochen, als ob die Frau an und für sich in der Ehe das höchste Erdenglück fände. Im Jahre 1919 schrieb sie wörtlich: „Eine Frau, die auf eine leidlich befriedigende Ehe mit einem leidlich entsprechenden Manne verzichtet, um sich den Wert zu bewahren, der in der Überzeugung liegt, daß sie gegebenenfalls einem tadellosen Mann eine tadellose Gattin und Mutter geworden wäre, ist nach meinem Dafürhalten ein reicherer Mensch als sehr viele Gattinnen und Mütter. Und eine Frau, die ihr Leben dem Schutz und der Pflege von hilfsbedürftigen Kindern, Greisen und Kranken widmet, tut ebenso Großes wie die beste Mutter. Sagt jemand, sie tue noch Größeres, so wage ich nicht zu widersprechen“ (K 164 f.).



Als Sigrid Undset ihren Erstlingsroman „Fru Marta Oulie“ schrieb, ließ sie die ungläubige Heldin sagen, mit der Religion sei es, wie wenn man „in einem hohen Dome mit farbigen Fenstern stehe“: man wisse, „daß die ganze wirkliche Welt und das Tageslicht draußen sind“. In „Gymnadenia“ sind die außerkirchliche Welt und das natürliche Tageslicht durchaus nicht verblaßt, aber nun hat die Dichterin entdeckt, daß innerhalb der Kirche im Gnadenlichte Gottes eine nicht minder wirkliche und unermesslich reiche Welt von überirdischer Schönheit liegt. Wie Sigrid Undset diese neue Welt sieht, kann es nicht anders sein, als daß die alte überstrahlt wird. Aber die Sieghaftigkeit der katholischen Weltanschauung wird nicht lehrhaft dargeboten, sondern künstlerisch gestaltet, und die Menschen, in denen sie triumphiert, sind nicht minder realistische Schöpfungen als ihre Gegner. Eine so lebendige Verkörperung katholischer Gedanken in der unverbogenen Eigenart moderner Norweger ist in der Literatur ebenso beispiellos wie die Erweckung des mittelalterlichen Norwegens in den unmittelbar vorhergehenden Romanen. Die Künstlerin hat aber als Katholikin nicht aufgehört, auch außerhalb ihrer dichterischen Werke öffentlich die Feder zu führen. Das Wachstum der katholischen Religion, vor allem in Norwegen, ist ihr Herzenssache. Als sie im Mai 1928 die Niederlande besuchte, machte sie eine Pilgerfahrt in das Städtchen De Briel, wo im 16. Jahrhundert die heiligen Martyrer von Gorkum für ihren Glauben gestorben sind. Einer von ihnen war Norweger, und zu ihm betete sie besonders um das Glück, daß auch ihre alte Mutter katholisch werde. Das Gebet wurde erhört, und „heftiger Schrecken“ befiel sie wie immer, wenn sie Gottes Gnadenwirkung zu fühlen glaubte. In der holländischen Provinz Limburg, die ganz katholisch ist, sprach sie beim Anblick des Reichturns an Heiligtümern mit Wehmut von der Dürftigkeit des katholischen Lebens in ihrer Heimat (De Tijd). Deshalb bemüht sie sich, den noch geringen Bestand an katholischen Erbauungs-

büchern in ihrer Muttersprache durch gute Übersetzungen zu vermehren. Sie arbeitet auch an dem kleinen katholischen Wochenblatte „St. Olav“ mit, und mehr als einmal hat sie eine überraschende theologische Belesenheit gezeigt, wenn sie in der nichtkatholischen Tagespresse des Landes ihre Überzeugung gegen Angriffe protestantischer Prediger mit Scharfsinn und gelegentlich auch mit Humor verteidigte.

* * *

In der ersten Dezemberwoche des Jahres 1928 legte Sigrid Undset vor dem Liebfrauenaltar in der Eugeniakirche zu Stockholm einen prächtigen Lorbeerkranz nieder, den ihr der schwedische Schriftstellerverband überreicht hatte. Diese Tage waren der Gipfel aller Ehren ihres Lebens: es war die Woche der Verleihung des Nobelpreises und der glänzenden Feste, mit denen schwedische Großartigkeit die weltberühmte Auszeichnung zu umgeben weiß. Sigrid Undset brachte das alles mit dem Lorbeerkranz vor dem Altare zum Opfer. Die kleine katholische Gemeinde fühlte sich ermutigt und beglückt, als in ihrer Mitte die berühmte Frau schlicht gekleidet an der Kommunionbank kniete. Man wußte ja, wie selbstlos sie die 140000 schwedischen Kronen des Preises ganz unter Kinderheime und dürftige skandinavische Künstler aufgeteilt hatte. Und man wußte auch, wie von den Einnahmen für ihre Bücher, die in vielen Hunderttausenden von Exemplaren in aller Welt verbreitet sind, unaufhörlich Spenden an die Verfasser der zahllosen Bittbriefe geschickt werden, die Jahr um Jahr in Bjerrebäk einlaufen. Leben und Dichten ist für Sigrid Undset in vollem Sinne zum Gottesdienst geworden. Im Gebete sucht sie Kraft zum immerwährenden Kampf ihres Herzens und aller Herzen. An einem Freitage war es abends so schön, erzählt sie in dem Weihnachtsbüchlein des Münchener Verlages *Ars sacra* (16 ff.), daß sie ihren Rosenkranz lieber im Garten betete, wo über herbstlichen Blumen und Büschen die Sterne leuchteten. Da wanderten ihre Gedanken zu einem andern Garten im grellen Mondschein Palästinas. Ein Mann lag im schwarzen Schatten der Bäume und betete und schwigte Blut. Und der Mann war zugleich Gott. Und sie sah in seinem Ringen und Siegen das nie verklängende Thema der nachchristlichen Weltgeschichte: er bittet die Menschen, von ihm Sanftmut und Demut zu lernen, und die Menschen verlangen immer wieder, er solle von ihnen lernen, von ihren schwachen und stolzen Wünschen. Einst hatte Sigrid Undset gezweifelt, ob der Mensch Gott geschaffen habe, oder Gott den Menschen. Nun bittet sie Gott alle Tage, er möge sie als Frau und Künstlerin seine Magd sein lassen, die „Magd des Herrn“ wie Kristin Lavransdotter und wie die seligste Jungfrau und Mutter selber, vor deren Bild sie jeden Tag in ihrer Hauskapelle als Tochter des dritten Ordens vom hl. Dominikus lange kniet.

Jakob Overmans S. J.